

(Nachdruck verboten.)

831

## Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Hef.

Die Mutter ging nach Hause.

„Niemand bedauert ihn!“ dachte sie.

Vor ihr aber stand die breite Gestalt Nikolais wie ein Schatten, seine schmalen Augen blickten kalt und grausam drein und seine rechte Hand schlenkerte, als hätte er sie verlegt . . .

Als ihr Sohn und Andrej zum Mittagessen kamen, fragte sie zu allererst:

„Nun, wie ist's? Ist niemand . . . wegen Issai verhaftet?“

„Ich habe nichts gehört!“ erwiderte der Kleinrusse.

Sie sah, daß beide niedergedrückt und finster waren.

„Wird nicht von Nikolai gesprochen?“ erkundigte sich die Mutter leise.

Die strengen Augen ihres Sohnes hefteten sich auf ihr Gesicht; er sagte eindringlich:

„Von ihm wird nicht gesprochen. Denkt kaum jemand an ihn. Er ist gar nicht da. Ist gestern mittag zu Wasser fortgefahren und noch nicht zurück. Ich habe nach ihm gefragt . . .“

„Nun, Gott sei Dank!“ meinte die Mutter mit einem Seufzer der Erleichterung. „Gott sei Dank!“

Der Kleinrusse sah sie an und senkte den Kopf.

„Er liegt da,“ erzählte die Mutter nachdenklich, „und sein Gesicht sieht ganz verwundert aus. Und niemand bedauert ihn, niemand hat ihn mit einem guten Worte zuge deckt. Ist so klein und unansehnlich . . . wie ein trauriger Rest . . .“

Beim Mittagessen warf Pawel plötzlich den Löffel hin und rief:

„Das verstehe ich nicht!“

„Was?“ fragte der Kleinrusse traurig und schweigsam.

„Ein Tier nur deswegen töten, weil man essen muß . . . das ist schon niederträchtig . . . Ein wildes Tier, einen Räuber töten . . . das begreife ich! Ich glaube — ich selbst könnte jemanden niederschlagen, der für die Menschen zum wilden Tier geworden ist. Aber wie kann man ein so widerwärtiges, klägliches Wesen töten — das begreife ich nicht . . . Wie konnte sich da nur eine Hand erheben.“

Der Kleinrusse zuckte langsam die Achseln. Dann sagte er:

„Er war genau so schädlich, wie ein wildes Tier . . .“

„Ich weiß.“

„Eine Mücke saugt uns nur wenig Blut aus, und wir schlagen sie doch tot!“ fügte der Kleinrusse leise hinzu.

„Nun ja . . . davon spreche ich nicht . . . Ich sage, es ist ekelhaft.“

„Was ist dabei zu machen?“ meinte Andrej wieder achselzuckend.

„Könntest Du so jemanden töten?“ fragte Pawel nach langem Schweigen nachdenklich.

Der Kleinrusse sah ihn mit seinen runden Augen an, blickte flüchtig auf die Mutter und erwiderte traurig aber fest:

„Meinetwegen — rühre ich niemanden an! Für die Genossen und für die Sache — vermag ich alles! Kann sogar jemanden töten, und wenn es mein eigener Sohn ist“ . . .

„Ach, Andrej!“ rief die Mutter leise.

Er lächelte ihr zu und sagte:

„Es geht nicht anders! Das Leben ist einmal so! . . .“

„Ja — a! . . .“ meinte Pawel gedehnt, „das Leben ist so!“

Blötzlich stand Andrej, gleichsam einem inneren Trieb gehorchend erregt auf, fuhr mit den Händen durch die Luft und begann:

„Was ist dabei zu machen? Man muß auch mal einen hassen, damit bald die Zeit anbricht, wo man alle nur lieben kann. Man muß den vernichten, der das Leben verdirbt, die Menschen für Geld verkauft, um dafür Ruhm und Ehre einzuhandeln. Wenn rechtschaffenen Menschen ein Judas in den Weg tritt, der darauf ausgeht, sie zu verraten — werde ich selbst zum Judas, wenn ich ihn nicht vernichte. Das wäre Sünde? Ich hätte nicht das Recht dazu? Aber unsere

Serren haben das Recht, Soldaten und Genfer zu halten, öffentliche Häuser und Gefängnisse, Zuchthäuser und all die so ekelhaften Dinge, die für ihre Ruhe, ihre Gemütslichkeit sorgen? . . . Bisweilen muß ich ihre Waffe in die Hand nehmen . . . Was soll ich machen? Ich nehme sie. Sie töten uns zu Duzenden und Hunderten . . . das gibt mir das Recht, die Hand zu erheben und sie auf einen von den Köpfen der Feinde niedersausen zu lassen . . . auf denjenigen, der mir am nächsten auf den Leib gerückt ist und meinem Lebenswerk mehr als andere schadet. Das ist die übliche Logik. Gegen sie gehe ich aber an, von ihr will ich nichts wissen! Ich weiß, aus solchem Blute kommt nichts heraus, es ist unfruchtbar! . . . Die Wahrheit gedeiht, wenn u n s e r Blut die Erde mit reichlichem Regen befeuchtet, ihr verfaultes Blut geht spurlos verloren, das weiß ich. Aber ich nehme die Sünde auf mich und töte, wenn ich sehe, daß es notwendig ist. Ich spreche nur von mir . . . Meine Sünde stirbt mit mir, besudelt nicht die Zukunft, besudelt niemand anders als nur mich . . .“

Er ging im Zimmer auf und ab, schlug durch die Luft, wehrte etwas von sich ab. Die Mutter sah ihn vollummer und Unruhe zu; sie fühlte, daß er sich innerlich gleichsam verhaben hatte. Die dunklen, drohenden Gedanken über den Mord wichen von ihr — wenn Wjessotschikow ihn nicht getötet hatte, konnte von Pawels Freunden es niemand getan haben, dachte sie. Pawel hörte dem Kleinrussten mit gesenktem Kopfe zu, der aber fuhr hartnäckig und kräftig fort:

„Auf dem Wege, der in die Zukunft führt, muß man bisweilen gegen seinen eigenen Willen handeln. Man muß alles hingeben, sein ganzes Herz . . . Sein Leben für die Sache opfern ist nicht schwer! Man muß das hingeben, was einem teurer ist als das Leben. Nur dann kann das allerschwerste, die Wahrheit, gedeihen!“

Er blieb mitten im Zimmer stehen und fuhr dann etwas blaß mit halb geschlossenen Augen und erhobener Hand in einem feierlichen Gelübde fort:

„Ich weiß, es kommt eine Zeit, wo jeder sich über den Anblick des anderen freuen, jeder dem andern als ein Stern erscheinen, jeder ihn wie Musik anhören wird! Freie, in ihrer Ungebundenheit große Menschen mit offenem Herzen, werden über die Erde schreiten . . . Dann gibt es kein Leben mehr, sondern nur noch einen Mendendienst, welcher das Bild der Menschen erhöht; für freie Menschen sind alle Höhen erreichbar! Dann wird man wahr und frei für die Schönheit leben, und als beste werden die gelten, die mit ihrem Herzen am meisten von der Welt umfassen, die sie am stärksten lieben . . . die besten werden die freiesten sein — in ihnen liegt am meisten Schönheit! Dann wird das Leben groß und groß die Menschen, die es leben . . .“

Er schwieg, richtete sich auf, pendelte wie ein Gloderklöppel hin und her und sagte tief aus der Brust:

„Für solches Leben — tue ich alles . . . reiße das Herz aus der Brust, wenn es sein muß und trete es selbst mit Füßen.“

Sein Gesicht zitterte und es schien erregt und glänzend; aus seinen Augen aber tropften eine nach der anderen große, schwere Tränen.

Pawel erhob den Kopf und sah ihn blaß mit weit geöffneten Augen an; die Mutter erhob sich vom Stuhl, sie fühlte, wie dunkle Unruhe sich auf sie zubewegte.

„Was hast Du, Andrej?“ fragte Pawel leise.

Der Kleinrusse schüttelte den Kopf, spannte sich wie eine Saite und sagte mit einem Blick auf die Mutter:

„Ich habe es gesehen . . . Ich weiß Bescheid . . .“

Sie stand auf, trat am ganzen Leib zitternd auf ihn zu und ergriff seine Hände. Er versuchte ihr die rechte zu entziehen, aber sie hielt sie krampfhaft fest und flüsterte leidenschaftlich:

„Mein Feuerster, sei still! Mein Diebling . . . es ist nichts . . . nichts . . . Ist nichts, Pawel!“

„Wartet einmal!“ murmelte der Kleinrusse dumpf. „Ich will Euch sagen, wie es war.“

„Nicht nötig!“ flüsterte sie, ihn unter Tränen anblickend.

„Nicht nötig, Andrej . . .“

Pawel trat langsam herzu und blickte den Freund mit feuchten Augen an. Er war blaß und laute langsam:

„Die Mutter hat Angst, daß Du es bist . . .“  
 „Ich habe keine Angst . . . Ich glaube es nicht! Selbst wenn ich es gesehen hätte, würde ich es nicht glauben!“  
 „Wartet doch!“ sagte der Kleinrusse und versuchte immer seine Hand frei zu machen. „Ich hab es nicht getan . . . aber ich hätte es verhindern können . . .“  
 „Naß, Andrej!“ sagte Pawel.  
 Der Kleinrusse beugte seinen Kopf zu ihm herab und begann leise und abgerissen:  
 „Ich wollte es nicht, Du weißt es, Pawel! Es kam so: Als Du voraufgegangen warst und ich mit Dragunow an der Ecke stehen blieb, kam Jessai um die Ecke . . . trat beiseite . . . blickte uns an und lachte . . . Dragunow sagte: „Siehst Du? Er verfolgt mich die ganze Nacht . . . ich verhaue ihn,“ und ging fort . . . Ich dachte — nach Hause . . . Jessai aber trat zu mir . . .“

Der Kleinrusse stöhnte.  
 „Niemand hat mich so niederträchtig beleidigt, wie dieser Hund.“

Die Mutter zog ihn schweigend zum Tisch, und endlich gelang es ihr, Andrej auf einen Stuhl niederzudrücken. Sie selbst aber setzte sich, Schulter an Schulter neben ihn. Pawel stand vor ihnen und kraute sich finster den Bart.

„Er sagte mir, man kenne uns alle, wir ständen sämtlich auf der Liste und noch vor Mai würden wir alle eingesperrt. Ich antwortete nicht und lachte, in meinem Herzen aber kochte etwas auf. Er redete weiter, ich sei ein verständiger Bursche und brauche nicht solche Wege zu gehen, ich sollte lieber . . .“

Er hielt inne, wischte sein Gesicht mit der linken Hand ab; seine Augen glänzten trocken.

„Ich verstehe!“ sagte Pawel.  
 „Ja. Ich sollte lieber, sagte er, in den Dienst der Behörde treten, denke Dir einmal!“

Der Kleinrusse schüttelte mit einem Ruck die geballte Faust in der Luft.

„Der Behörde! . . . Verfluchter Kerl!“ preßte er durch die Zähne . . . „Gäße er mir doch lieber eine Ohrfeige gegeben . . . ich hätte es leichter hingenommen . . . Und vielleicht war's auch für ihn besser. Als er mir aber so seinen stinkenden Speichel ins Herz spie, hielt ich es nicht aus.“

Andrej zog krampfhaft seine Hand aus der Pawels und redete voll Abscheu:

„Ich schlug ihn ins Gesicht und ging . . . Ich hörte, wie Dragunow hinten leise zu ihm sagte: „Hat's was geseht?“ Er stand wohl hinter der Ecke . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Deutsche im Wald.

Von Roda Roda.

(Schluß.)

Indessen die drei in herzbellemender Spannung die Bidelhauben hinter dem Astwerk wackeln sahen, knackte und trampfte gerade vor ihnen ein schwerer Tritt durch das Dürreisig, und im nächsten Augenblicke starrte — ja, im nächsten Augenblicke starrte ein rotbärtiger, schmutziger, hungeriger Preuße von drei Schritten weit auf drei Büchsenläufe, die sich unwillkürlich halb und schwanke auf ihn erhoben hatten. Er gurgelte etwas, erbleichte und — stand.

Bader saßte sich zu allererst und schlug an.  
 „Bardon!“ stammelte der Preuße mit blutleeren Lippen.

Er tat's nicht etwa, um sich gefangen zu geben. Er sagte Bardon, weil — weil — nun weil — mein Gott, was sollte er sagen? Er ist ein gut erzogener Mensch, ein ehrlicher Papierfriße von Profession, und da wollen ihn drei in einem böhmischen Wald erschließen! Wenn ein Meteorstein neben ihm niedersauste, Friße sagte sicherlich auch Bardon.

Bader ist ganz Held. „Alsdann Sö ergöben S' Ihnen?“ fragt er Papierfrißen leise, aber fest.

Engzinger sieht, daß er jetzt auf dem Punkte steht, seine Autorität zu halten oder zu verlieren. „Ergeben S' Ihnen oder net?“ fragt er und richtet die Spitze des glühenden Bajonetts gegen Papierfrißens Brust.

„Bardon!“  
 „Alsdann knien S' nieder!“

Friße — er heißt wirklich Friße und ist aus Panlow — kniet. Jeder Papierhändler an seiner Stelle täte dasselbe.

Die drei Schwaben sehen einer den andern fragend an.  
 „Gefangener — wie viele seid's Sö?“ fragt Pfirter — um doch auch Teil an Ruhme der Genossen zu haben.

„Wie, bitte, meenen Se?“  
 „Wie viele daß Sö seid's, Gefangener!“

„So — es — seitz,“ murmelte Friße verständnislos und höflich. Höflichkeit ist die Seele des Papiergeschäfts.

„Wie viele?“ wiederholt Bader.  
 „Sö so — Sö so — Sö so — bitte sehr, wa stinn hier vier Mann, meene Herren, alles jebildete Familienbäter — deutsche Familienbäter.“ Papierfriße heult immer lauter.

„Friße — Friße, wo treibst De Dir man 'rum, Menschenskind? Bist De in wat jetreiten?“ tönt es von hinten.

Die Bidelhauben nähern sich.  
 Engzinger legt an und schießt, trifft aber niemand.

Bum! Brr! — schwirrt eine Kugel vom Zündnadelgewehr durch die Luft, ber die drei Schwaben vorschriftsmäßig ihr Kompliment machen. Das ist die erste Kugel, die so nahe an Frißen, an Engzinger und den anderen vorbeikommt.

Friße schreit: „Herr Jesfreiter — Herr Jesfreiter! — Hören Se doch! Ich bin's — Landwehrmann Friedrich Schmidt!“

Hier drei und dort drei stehen sich gegenüber, Friße zwischen den beiden Parteien.

Bader springt auf, nimmt Gewehr bei Fuß und sagt: „Mir sein daitische Lat!“

Jetzt ist's an den Preußen, sich stumm zu beraten.

„Drei un drei“, sagt der Gefreite, der die Patrouille führt, endlich. „Friße zählt nich. Ich meene, wa tun uns nisch.“

Sie saßen zwei Stunden später in einem kleinen Hegerhaus und teilten vier preußische Erbswürste in sieben Teile. Die Hegerin hatte Milch, Brot und schwarze Bergatsche gebracht.

Sie erzählten einander ihre Erlebnisse, verglichen und betasteten ihre Armaturforten, sprachen von der Politik, vom Kriege, von den Weibern und Kindern, die sie zu Hause hatten, lachten einander mancher Namen und Ausdrücke wegen aus, wunderten sich über die Verschiedenheit ihrer Dialekte und auch darüber, daß sie alle Deutsche seien, so weit sie auch voneinander ihr Heim hätten.

Sie gefielen einander wohl und beschloßen, die Nacht über beisammen zu bleiben. Und sie blieben auch und schliefen seelenruhig unter einem gasflichen Dach — viel länger und kommoder als jemals seit ihrem Abmarsch von Hause.

Am nächsten Morgen wollten sie aufbrechen. Aber wohin? — Aus der Alten brachten sie nichts heraus, als: „Oo so mnd ptáte vohyn — vohyn — dyt' Väs nerozumim.“

Ueberdies — mit dem Fortmarschieren hatte es seinen Haken. Da draußen jenseits des Waldes hatte eine fürchtbare Schlacht getobt, da standen Tausende und Tausende Soldaten beider Heere.

Singen sie nun aus dem Walde — konnten sie nicht geradewegs in die Gefangenschaft hineinmennen? Oder gar in den sicheren Tod?

Wer weiß, was draußen vorging?

Das Kanonenfeuer ruhte — aber für wie lange?

Bader hatte eine Idee: sie sollten die Monturen tauschen. Sind dann die drei Oesterreicher als Preußen gelleidet und treten aus dem Wald — auf jeden Fall sind sie sicher; treffen sie auf Preußen, bleiben sie unbehelligt; man wird sie für Brüder halten. Treffen sie auf Oesterreicher — nun, so geben sie sich gefangen und zu erkennen. Die Preußen in österreichischer Montur machen's dann ähnlich. — Was? Ein prächtiger Gedanke! Er blieb aber unausgeführt, erstens, weil er den beiden Kommandanten zu gewagt schien (alles wäre herausgekommen, denn die Masterade hätte doch erklärt werden müssen) — zweitens, weil Papierfriße, für den kein weißer Waffenrock mehr vorhanden war, heftig widersprach.

Die weil sie berieten und ertwogen, wurde es Nacht, und sie blieben wiederum im Hegerhause.

Sie fanden ein Spiel Karten, aus denen die Hegerin wahrzusagen pflegte. Das gab nun eine unterhaltliche Partie Schwarzem Peter — zwei Pfennig für einen Kreuzer gerechnet.

Oesterreich siegte.

Die sieben Deutschen saßen am dritten, saßen am vierten Tage immer noch da. „Endlich, als die arme, einsame Alte für die sieben Krieger nichts mehr zu essen hatte, marschierten sie unter Engzingers, des Ältesten, Anführung des Weges fürbaß, den ihnen die Hegerin wies.“

Am Waldesfaum schüttelten sie sich kräftig die Hände wie innige Freunde, die gemeinsam an ein waghalsiges Werk gehen. Sie formulierten dann die Bedingungen ihres Separatfriedens: je nachdem, ob die erste Truppe, auf die sie stoßen werden, preußisch oder österreichisch sein wird, soll die eine oder die andere Patrouille die Gewehre wegwerfen und gefangen sein.

Die Hegerin ging ins Dorf als Spionin.

Korporal Engzinger Andreas,  
 Gemeiner Bader Jakob,  
 Gemeiner Pfirter Josef  
 und  
 Gefreiter Müller II,  
 Landwehrmann Ostrowsky,  
 Landwehrmann Schmidt,  
 Landwehrmann Liebemann

warteten am 8. Juli 1866 gespannt auf die Rückkunft ihrer Wirtin. Es handelte sich darum, wer am dritten die Schlacht bei Königgrätz gewonnen habe: Preußen oder Oesterreich.

„Ob wir uns denn nun im Leben wiedersehen?“ fragte Schmidt schwermütig, als sie so im Kühlen saßen.

„Ja, ja! Der Krieg! Der dämliche Krieg!“ seufzte ein zweiter. „So jemittliche Leute, die Östreicher! Is's nu nich schade, daß wa nich beisammenbleiben können?“

„Bahr is!" befüchtigte Pader, und die beiden anderen Schwaben nickten.

Indem kam ein tschechischer Bauer des Weges. Er führte einen Wagen mit zwei Kühen und erschraf gewaltig, als er die Soldaten im Busch erblickte. Gleich hing er an der Leitette und glogzte um die Bette mit seinen Kühen.

Korporal Enzinger hatte das zehnte Dienstjahr hinter sich und omnte sich natürlich, wie alle alten Soldaten armeerabwärts verständigen. Er begann auch gleich ein Gespräch:

„Se, guten Tag — dobar dan!“ rief er kroatisch und setzte ruthenisch fort: „Kuta wy idschotscho — Wohin des Weges?“ Polnisch — slovenisch — tschechisch — alles durcheinander, bis der Bauer endlich laut gab und genug erzählte.

Und was tat der treulose schwäbische Schlausuch's Enzinger? „Brider," sagte er, „indem, daß bei Aich Praisen alles hin is — Des feid's g'h'sloga — so gengen mir z'rud." Sprach's und marschierte mit seinen Leuten auf und davon!

Als die arme Hegerin spät am Abend heimkehrte, traute sie ihren Augen nicht: alle Zivilleider ihres seligen Mannes hatten ihr die verdammten Soldaten gestohlen!

—————  
Vierzehn Tage später waren Enzinger, Pader und Pfirter nach mannigfachen Fahrten und Fährnissen glücklich bei ihrem Regiment. Sie erzählten dort, sie lämen aus preussischer Gefangenschaft und hätten sich selbst ranzioniert. Sie wurden viel befragt und angestaunt. Der Herr Oberst ließ sich sie zum Regimentsrapport vortführen und klopfte jedem besonders auf die Schulter.

## Kleines feuilleton.

Ein Gang durch das zerstörte Casablanca. Von der Verwüstung Casablanças und dem furchtbaren Blutbad, das sowohl durch die Geschosse der Franzosen als durch die Blutgier der plündernden Araber angerichtet wurde, gibt der bekannte englische Korrespondent Charles E. Sands eine erschütternde Schilderung. „Ich durchwanderte heute (Sonnabend) die Stadt und die Umgebung. Selbst San Francisco nach dem Erdbeben bot nicht ein solches Bild des Schreckens; denn dort war bei Vernichtung allen Eigentumes doch nicht jener furchtbare Eindruck von menschlichen Leiden, Armut, Tod und Mord vorherrschend, wie in dieser unglücklichen maurischen Stadt. Mich begleitete ein französischer Marine-Offizier, der während des großen Ausbruches des Mont Pelée in Martinique gewesen war. Auch er mußte gestehen, daß Casablanca unendlich größerlicher gewesen. Mit Ausnahme des kleinen Distriktes, der innerhalb der Schutzzone der kämpfenden Konsulate lag, ist die Stadt zwar nicht völlig zerstört, aber ausgeplündert, ausgeraubt und ausgemordet. Keine Hut entseffelter Elemente, keine Explosion, kein Lavaausbruch, kein Erdbeben kann solche Verheerung anrichten, wie hier die Menschen. Denn während die Geschosse der Schiffe auf die Stadt niederhagelten, plünderte Raubgesindel die wehrlose Bevölkerung, und die wilden Araber mordeten und raubten, was ihnen in den Weg kam. Voll Entsetzen stoh die Menge vor den einschlagenden Granaten, aber die in die Stadt eindringenden Araber setzten der Flucht eine unüberwindliche Schranke. Wieder zurück eilte die fassungslöse Menge und geriet dann in das Feuerbereich der spanischen Freiwilligen. Wieder fortstürzend wurden sie von anderen Flüchtigen gedrängt, stürzten und wurden von der Masse tot getreten. In der ganzen Stadt bin ich umhergegangen, aber außerhalb der von den Schwachen, am Montag gelandeten Truppen beschützten Teile fand ich kein einziges Haus, keinen Laden, keine Wohnung, weder bei Mauern noch bei Juden, weder bei Reich noch bei Arm, die nicht völlig verwüstet wären. In Trümmern liegt alles Hausgerät, Töpfe und Keller, Stühle und Spiegel bunt durcheinander. Es scheint, daß bei den Arabern Plünderungslust und Zerstörungswut um den Vorrang stritten. Durch die Häuser wälzten sie sich, alles vernichtend und überall Beute witternd. Man sieht, wie sie allerlei Gegenstände mitschleppten und sie dann wieder fortwarfen, weil irgend etwas anderes Wertvolleres sie anlockte. In mehreren Straßen rieselt das Blut leise dahin, in den Treppenhäusern sieht man es unheimlich herabtröpfeln und Lachen bilden. In den hinteren Stadtteilen haben die französischen Granaten weniger Verheerung angerichtet, als die Kugeln der Araber und die Messer der Mörder. In den Körpern, die leblos und blutüberströmt in den Gassen umherliegen, seden noch die Messer. Mit Äxten sind Schädel zerschmettert worden, pulbergeschwärtzte Leichen mit großen runden Schußwunden, an den Rändern verbrannt und zerfengt, bezeichnen die Arbeit der arabischen Waffen. Viele der Getöteten sind selbst Araber, große, sehnige, braune Riesen. Untereinander begannen die Plünderer zu wüten, einer mordete den anderen um der reicheren Beute willen, und als die französischen Verstärkungen landeten, entstand unter den Flüchtlingen ein furchtbares Gemetzel, ein jeder stach den Vordermann nieder, um schneller flüchten zu können. Im jüdischen Viertel mußte ich erschütternde

Dinge hören. Tausende von Juden waren schon am Morgen ins Land hinaus gestoben. Was für Entbehrungen sie auch erduldet haben, sie sind die Glücklicheren gewesen. Furchtbar wüteten die Räuber unter den Zurückgebliebenen. In einem Hause in der Mellah, dem Judenviertel, wurde eine zahl-eiche Familie, einer nach dem andern hingeschlachtet; nur zwei Angehörige blieben am Leben. Araber waren eingedrungen und verlangten zu wissen, wo das Geld verborgen sei. Der alte Jude erklärte, er besäße keines. Das Haus wurde durchstöbert, ein wenig Geld gefunden und dem Alten daraufhin mit einem Torschlüssel der Schädel zerschmettert. Dann packten sie die weinende Frau; sie beteuerte, nicht zu wissen, wo das Geld verborgen sei. Man durchsuchte sie, fand in ihr Kleid eingeknäht eine Klein Summe Geldes und schlichte ihr nun den Leib auf. Alle Angehörigen wurden so hingemordet. Nur ein Säugling und ein fünfzehnjähriges Mädchen, das ohnmächtig geworden war, blieben verschont. Überall in der Mellah klingt einem das gleiche Jammern entgegen. Schmutzige alte Männer zerreißen ihre langen Gewänder, heulende Weiber mizhandeln verzweifelt sich selbst und schreien klagend das Weh um die hingemordeten Angehörigen über die Straße. Die meisten Einwohner haben tagelang gehungert; und jetzt erst wagen sie sich aus ihren Schlafwinkeln, stehlen sich verängstigt im Schatten der Mauern dahin und suchen in den Trümmern verwüsteter Läden nach einigen kümmerlichen Bissen Nahrung. Aber der schrecklichste Anblick erwartet einen an dem Haupttor der sogenannten neuen Umwallung. Hier sind bereits hohe massive Mauern errichtet, aber Häuser sind noch nicht erstanden. Hierher scheinen die Araber ihre Beute zunächst geschleppt zu haben. Als die Flotte ankam und das schwere Bombardement der äußeren Stadt begann, begann eine wilde, zügellose Flucht. Aber der Weg hinaus ins Land führte nur durch ein einziges Tor an der Südseite, und gerade hierhin richtete eines der Schiffe einen furchtbaren Granatregen. Förmlich zu Hügeln häufen sich hier die Leichen und überall bedecken die weißen Burnusse der Toten den blutgetränkten Boden. Allein an dieser Stelle wurden mehr Menschen getötet, als im ganzen Stadtinnern. Ueber Haufen von Waren, Zucker, Seide, Wolle und Gewändern ausgestreckt liegen hier die Toten mit verzerrten Gesichtern und verglasten Augen. Nicht alle sind als Opfer der Schrapnells am Plage geblieben; eine große Anzahl von ihnen wurde in der Panik totgetreten oder in der wilden Erregung niedergeschlagen. Juden umschleichen geschäftig und schweigend diese Stätte und durchsuchen die Leichen nach Wertgegenständen. Zwei englische Damen, die arabisch sprechen, haben auf Verlangen der französischen Behörden die Häuser der angesehensten maurischen Familien besucht, um sich nach der Sicherheit der Frauen zu erkundigen. Was sie erfahren haben, ist nicht recht bekannt geworden; aber die vornehmen Marokkanerinnen brachen in Tränen aus, küßten die Füße der Besucherinnen und flehten verzweifelt um Schutz. Die Damen kamen bleich und zitternd von ihrem Gang zurück und wollen die entsetzlichen Gesichten, die sie hören mußten, nicht wiederholen; die zerfetzten, blutigen Ohren, die sie dort sahen, wo die Araber, die Heiligkeit des Frauengemaches schändend, eingedrungen waren, um Schmud und Wertfachen zu rauben, gehören noch zu den mildesten. In der neuen Umwallung sah ich selbst die Leichen von einer Anzahl junger, schöner, maurischer Frauen umherliegen, die alle durch ein einziges Schrapnell fielen. Es ist nicht möglich, den Wert des zerstörten Eigentums abzuschätzen; zehn Millionen sind eine minimale Schätzung. Sollen alle die zerstörten Häuser wieder aufgerichtet werden, so mögen viele Jahre darüber hingehen, wenn Casablanca überhaupt so wieder ersteht. . . .“

### Musik.

Von den Münchener Festspielen. Die „seidene Plebs“ oder die große Welt, in der man sich mit Geschmack langweilt und mit Würde amüsiert, hat seit einigen Jahren eine sensationelle Station in ihrem internationalen sommerlichen Reiseprogramm mehr. Zu Baden-Baden, Ostende, Chamounix, Trafoi, Karlsbad, Norberney und Bayreuth ist München gekommen. Vielmehr ein Platz im iden, lahlen Jar-Außen, wo noch vor wenigen Jahren die Polizisten Mazzini auf arme Teufel veranstalteten, die in den Ziegelöfen Vogenhausens, im Volksmund genannt Ziegelhausen, nächtigten. Ein Platz, wo heute durch wildeste Terrainspekulation „kunstbesessener“ Gründer, unter Anführung Ernst von Boffarts großstädtische Finskafernen „im Sezessionsstil“ und a la Boban delorierten Fassaden emporgeschossen sind und den Eingang bilden zum Kern der Sache: dem Prinzregenten-Theater, der zweiten deutschen Wagnerreformbühne. Die Franzosen vom lieblichen Festspielhügel Bayreuths fanden ein mächtiges Echo am Marstrand. Nach 30 Jahren freilich erst, nachdem die erste Gelegenheit, Wagner ein nationales Festtheater nach Sempers Plänen am hohen Isarufer zu errichten, dank der ultramontanen Hofbräuhilfster erfolgreichem Gehen glänzend verpaßt war. Immerhin liegt ein ethisches Moment im Prinzregenten-Theater: es verkündet mit Nachdruck, daß ein universaler Kulturgebanke niemals an den Ort seines zufälligen Ausganges gebunden ist, daß der Geist eines großen Mannes ungeachtet aller monopolistischen Familienpolitik überall da lebendig und vollkommen werden kann, wo die Summe künstlerischer und ökonomischer Lebensbedingungen für sein Wert sich vereinigt findet. Es gibt kein Monopol in der Kunst.

Eine halbe Stunde vor dem Beginn der Vorstellung. Mit Equipagen, Droschken, Automobil, Trambahn — einige demokratisch

beranlagte Münchener Kunstkollegen radeln sogar in die heiligen Hallen — strebt eine ungeheure, festlich gestimmte, seidenrauschende, parfümierte Menge dem so imponierend einfachen Bau zu, dessen in Rotinagrün schimmernde Dächer einen seltsamen Farbenafford mit dem stumpfen Graublau des Münchener Augusthimmels bilden. Uniformierte Blechritter zu Pferde suchen mit tragikomischen Geberden, die sie routinierten Verkehrsordnern in den Straßen von Berlin, Paris oder Wien schwerlich abgesehen haben, die Zufahrt zu regulieren. Vorwiegend, aus der Reihe fahrende Automobilroschen werden mit einer Flut echt bajubarischer Schimpfworte überschüttet. Der Fußgänger muß die lange Lasterallee Kleinbürgerlicher Jaungäste passieren, die mit kritischem Verhalten, aber kaum größerer Sachkenntnis wie die biederen mittel-fränkischen Kleinstädter in der Bayerthor Zufahrtsallee zum Graustempel die Physiognomien und Garberoben der vorüberfahrenden Blutokatzen mustern, um dann am Abend in den Bräuhäusern und Sommerkellern bei Kalbsbraten und Augustinerbier ihre Eindrücke austauschen und das phantastische Thema: „München als angehende Millionenstadt“ zu variieren. Endlich schlägt es vier. Die letzten Fansaren fordern die Säumnigen zu Fußritten auf, denn wer zu spät kommt, darf nicht hinein, was besonders im „Reingold“ für den Betroffenen angenehm ist, denn da gibt es ja gar keine Pause. Die Jaungäste ziehen schwägend ab, die Blechritter klirren in die Stadt zurück, die Droschkentutcher überzählen schmunzelnd ihre Beute und gehen auf eine kühle Stelmach in den nahe gelegenen Sternederkeller, wo sich in den Pausen auch die bescheidenen Festgäste zusammenfinden, die sich in dem vornehmen Theaterrestaurant, wo die elegante Welt bei Hühnern und Rotwein alle Wohlgegnenot vergißt, nicht von unverschämten Kellnern pressen lassen wollen. Und während drinnen die ersten ätherischen Akkorde aus dem „mythischen Abgrund“ des versenkten Orchesters zur Decke schweben, wird draußen der sonnige Platz leer und öde wie in 11 Monaten des Jahres.

Am Montag, 12. August, hat die Kampagne begonnen. Zwanzig Aufführungen sind vorgesehen; dreimal der Ring-Zyklus, viermal „Tristan und Isolde“, zweimal „Die Meistersinger von Nürnberg“, zweimal „Lannhäuser“. Da Bayreuth in diesem Sommer nicht spielt, ist der Andrang der 20 Mark-säßigen Wagnerfreunde in diesem Jahre besonders stark. Ein Blick auf das weite Rund des „europäischen Amphitheaters“ läßt erkennen, wie sehr die Engländer und Amerikaner vor den Franzosen, Norbländern, Italienern und Russen überwiegen. Die erste Tristan-Aufführung mit Frau Wittich-Dresden als Isolde, Heinrich Knote als Tristan, Frau Preuse-Watzenaur als Brangäne, dem ausgezeichneten Münchener Bassisten Bender als König Marke machte einen großzügigen und musikalisch-dramatisch stilreinen Eindruck. Stellenweise wie im dritten Akt stand die Wiedergabe des tränenvollen Liedes der todgeweihten Liebe auf der Höhe des Außerordentlichen. Das Hoforchester unter der genialen Führung des Hofoperndirektors Felig Mottl, des besten Tristan-Dirigenten außer Richard Strauß, berichtete Wunder an Klangschönheit. — Am Mittwoch beginnt der erste Ring-Zyklus.

**Medizinisches.**

Soll ein Schwindsüchtiger die Wahrheit über seinen Zustand wissen? Die Aerzte verfallen sich in der Frage, ob sie einen Kranken über seinen Zustand aufklären sollen oder nicht, recht verschieden, und zwar teils auf Grund einer in allen Fällen vertretenen Ueberzeugung teils je nach Rücksicht auf den Charakter des Kranken. Manche Aerzte bleiben stets verschlossen und wahren ihre Würde und sprechen mit dem Patienten über die Natur seiner Krankheit überhaupt nicht; andere meinen mehr Beruhigung ausüben und mehr Vertrauen erwecken zu können, wenn sie sich eingehend über das Wesen des betreffenden Leidens verbreiten. Als starrer Grundsatz ist keins von beiden richtig, denn was nach dieser Richtung hin dem einen Kranken zuträglich sein wird, mag die Stimmung eines anderen recht ungünstig beeinflussen. Außerdem aber wird es noch sehr von der Art der Erkrankung abhängen, ob die Aufklärung erwünscht ist oder nicht. Die Lungen-schwindsucht nimmt dabei eine gewisse Sonderstellung ein, indem die daran Leidenden verhältnismäßig selten von sich aus ein Bewußtsein ihres eigentlichen Zustandes haben. Vielleicht hat sich gerade deshalb ihnen gegenüber eine große Rücksichtnahme auch seitens der Aerzte herausgebildet, die auf ihre Zweckmäßigkeit einmal genau erörtert zu werden verdient. Einem Schwindsüchtigen absichtlich die Wahrheit über sein Leiden vorzuenthalten, schließt eine Gefahr in sich, die gewiß nicht gering veranschlagt werden darf. Wenn der Kranke über die Natur seines Leidens dann doch ins Klare kommt, so verliert er leicht das Vertrauen zu seinen Aerzten und verfällt in die Annahme, daß diese entweder selbst nicht Bescheid wissen oder ihn absichtlich zu täuschen suchen. Die Wahrheit kann niedererschlagend wirken, und das wird sogar die Regel sein, aber die Ungewißheit kann sehr viel größeren Schaden tun. Dabei ist auch in Rücksicht zu ziehen, daß die Aufklärung im Interesse der Wittenschen liegt, damit der Kranke sich davor in Acht nimmt, zur Verbreitung der ansteckenden Keime beizutragen. Dr. Ambler hat in einem Vortrag vor der amerikanischen medizinischen Vereinigung darauf hingewiesen, daß alle Gesetze und Bestimmungen zur Förderung der Hygiene in dieser Hinsicht nichts nützen, wenn der Schwindsüchtige selbst nicht weiß, daß und warum er besondere Vorsichtsmahregeln gegen seine Um-

gebung beobachten muß. In dieser Beziehung hat also der Arzt zweifellos die Pflicht, den Kranken über die Eigenschaften des Leidens zu belehren, und diese Aufgabe kann vielleicht wichtiger genannt werden als das Verschreiben von Arzneien, die bei dem Patienten eine Hoffnung auf Heilung erwecken und ihn nachher vielleicht betrogen. Wenn die Schwindsucht so schnell zur Vernichtung, zu völliger Verunstaltung des Körpers und zu heftigen Erscheinungen führte wie andere ansteckende Krankheiten von akuter Art, so würde ohne Zweifel längst eine völlige Abperrung der Schwindsüchtigen bewirkt worden sein. Die allmähliche Entwidlung dieses Leidens und der Umstand, daß die daran Erkrankten häufig lange Zeit noch geradezu blühend aussehen, hat zu einer gewissen Vernachlässigung der Gefahr geführt, die nur durch Mitwirkung des Patienten selbst vermindert werden kann. Dr. Ambler vergleicht die Schwindsucht mit einem beginnenden Brand in einem Hause, der in seinen ersten Anfängen leicht zu löschen ist, aber großen Schaden droht, wenn er erst um sich gegriffen hat; und ebenso wie jeder sich daran gewöhnt hat, mit Feuer vorsichtig umzugehen und wie jeder seinem Nachbar mitteilen würde, wenn in dessen Haus ein Brand ausgebrochen ist, so gebietet wohl auch die Verantwortung, über das Wesen der Schwindsucht eine möglichst gründliche und rücksichtslose Aufklärung zu verbreiten, was schließlich auch nicht zum Schaden der Kranken selbst ausschlagen kann.

**Humoristisches.**

— Humor des Auslandes. Borrow: „Uebrigens, Knox, habe ich gestern meinen Schirm in Ihrem Kontor stehen lassen?“ — Knox: „Sie haben einen Schirm stehen lassen, aber ob es Ihrer ist, weiß ich nicht.“ („Chicago News“.)  
 „Ist es wahr, Vater, daß wir vom Affen abstammen?“ — „Du Tölpel! Du vielleicht, ich nicht!“ („Answers“.)  
 „Verzeihen Sie, sind Sie der Arzt, der den Mann meiner Schwester behandelte, der dann bald starb?“ — „Ja.“ — „Und sind Sie auch derselbe, der meinen Schwiegervater behandelte, der dann auch bald starb?“ — „Allerdings.“ — „Gut, dann kommen Sie, bitte, so bald wie möglich zu mir. Meine Schwiegermutter ist erkrankt.“ („Caras u. Caretas“.)  
 Bei einer Schulvisitation war der Inspektor so mit der zu prüfenden Klasse zufrieden, daß er den Schülern sagte, sie könnten jede beliebige Frage an ihn richten. Einige Fragen wurden darauf gestellt und beantwortet. Da der Inspektor einen kleinen Knaben tief in Gedanken verunken sah, forderte er ihn auf, ebenfalls eine Frage zu stellen. „Bitte, Herr Inspektor“, versetzte der Knabe ernsthaft, „wenn Sie bis zum Hals in einem weichen Schmutzhäufen stecken, und ich würde einen Stein nach Ihrem Kopf werfen, würden Sie dann untertauchen?“ („Tit Bits“.)

**Notizen.**

— Charcots antarktische Expedition. Dr. Charcot hat im „Geographical Journal“ genauere Mitteilungen über den Plan seiner neuen antarktischen Expedition gemacht. Er hat sich entschlossen, wieder dieselbe Gegend im Süden von Südamerika aufzusuchen, die schon das Ziel seiner ersten Expedition gewesen ist. Als Hauptquartier soll die Wandelinsel genommen, von dieser aus Alexander I.-Land möglichst weit nach dem Innern hinein erforscht werden. Für den zweiten Sommer ist dann ein Versuch geplant, so weit wie möglich gegen Westen, nach dem König Eduard VII.-Land, vorzudringen.  
 — Gräber aus der Eisenzeit. In Michigan bei Worb (Stanton Vern) stieß man, nach der „Voss. Zig.“, in einer Kiesgrube auf drei vorchristliche Gräber, die nach den dabei gemachten Funden aus der zweiten Eisenzeit, d. h. etwa aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. stammen müssen. Im ersten Grabe fand man zwei Fingerringe aus Bronze, einen Arming aus doppelt aufgewundenem Bronzedraht und auf der Brust des Skelettes vier eiserne Sicherheitsnadeln. Im zweiten Grabe: einen Klumpen Eisenrost auf dem Brustbein, wahrscheinlich von den Eisenbeschlägen eines Schildes her-rührend, mit dem man den Toten zudeckt. Auch das dritte Grab war unzweifelhaft das eines Kriegers; man entdeckte darin noch die Ueberbleibsel von Schwert und Lanze, außerdem aber neben der linken Schläfe ein aus drei gerippten Golddrähten verfertigtes kleines Ringlein, wohl ein Ohrring oder Ohrgehänge.  
 — Ursache des Erbrechen der Kinder. In einer amerikanischen Zeitschrift für Kinderheilkunde wird von zwei Aerzten die Frage beleuchtet, ob für das Erbrechen der Kinder tatsächlich diätetische Fehler anzukuldigen sind. Dr. Howland und Richards verneinen das und nehmen vielmehr eine nervöse Veranlagung, die ererbt oder erworben sein kann, als Grund dafür an. Die Ursache besteht nach ihnen in Furcht, Aufregung, Müdigkeit, Vergier, Erkältung oder Schlägen auf den Leib. Während der Brech-anfälle selbst verändert sich bemerkenswerterweise der Urin, aber seine erhöhten Ausscheidungen hören wieder auf, wenn das Erbrechen zu Ende ist. Die Versuche der Genannten erstreckten sich sowohl auf Kinder als auch auf Tiere.